UCH DREI JAHRE nach der Ermordung von Bischof Juan Gerardi Conedera am 26. April 1998 gibt es noch keine rechtskräftige Verurteilung der Täter. 1 Der Prozeß gegen die mutmaßlichen Täter kommt nur schleppend voran. Die Verteidiger der drei angeklagten Militärs nutzen jede Möglichkeit, den Prozeß durch Beschwerden, Befangenheitsanträge und Verfahrenstricks zu verschleppen. Auch der enorme Druck auf Staatsanwaltschaft und Richter hat in den vergangenen Monaten nicht nachgelassen. Die vorsitzende Richterin des Dritten Strafgerichtes, die den Fall zu entscheiden hat, Iris Jazmín Barrios Aguilar, erhielt in den Wochen vor Eröffnung der Beweisaufnahme mehrere Todesdrohungen. So hatten z.B. schon am 16. März 2001 unbekannte Männer versucht, in das Haus der Richterin einzudringen. Am 21. März, einen Tag vor Beginn der Gerichtsverhandlung, feuerten unbekannte Personen mit einer Granate auf das Haus der Richterin, das von zwei Polizisten bewacht wurde. Die Richterin befand sich mit einer Freundin und ihrer Mutter beim Abendessen, als die Granate im Garten des Hauses explodierte. Die Granate richtete nur Sachschaden an. Die Personen blieben unverletzt. Trotz dieser immer stärker werdenden Drohungen ist die Richterin fest entschlossen «für die Sache des Rechtes» weiter die Verhandlungen zu leiten. Das Attentat ereignete sich nur wenige Tage nachdem der Direktor des erzbischöflichen Menschenrechtsbüros, Nery Rodenas, die Drohungen gegen die Richterin öffentlich gemacht hatte und die Regierung aufgefordert hatte «Garantien zum Schutz aller Personen, die am Prozeß beteiligt sind, zu geben.» Nach dem Attentat erhoben Menschenrechtsorganisationen schwere Vorwürfe gegen die Regierung: «Akte, wie die gegen die Richterin werden von den zuständigen Behörden nicht untersucht. Durch ihre Passivität fördern sie diese Aktionen, die das Klima der Unsicherheit unter der Bevölkerung vergrößern wollen.»

# Richterin unter Todesdrohungen

In den letzten Wochen hat sich die Situation in Guatemala weiter zugespitzt. Nicht zuletzt haben auch die öffentlichen Erklärungen von Byron Lima, einem der Angeklagten, dazu beigetragen. In einem Verwirrspiel weigerten sich die angeklagten Militärs vor Gericht zu erscheinen, zumal sie bei Aussagen um ihre Leben fürchten müßten. Kurz zuvor hatte Byron Lima öffentlich schwere Vorwürfe gegen den Generalstab des Heeres erhoben: Die Anklage gegen ihn sei falsch. Man musse vielmehr die Militärinstitution anklagen. «Das Verbrechen war nicht ein persönliches. Es ist ein Problem des Generalstabs des Heeres.» Er sei nur angeklagt, weil er das schwächste Rädchen der Kette sei, die vom Verteidigungsministerium, dem Generalstab bis hin zum Leiter der Division reiche. Wenig später schien Byron Lima seine Aussagen zurückzunehmen. Er sagte, nicht er bedrohe das Heer, sondern die Guerillabewegung URNG, deren Wiederbewaffnung offensichtlich sei. Gleichzeitig äußerte er Drohungen gegen das Menschenrechtsbüro der Erzdiözese. Wörtlich sagte er: «Die URNG sind unsere Feinde und die Herren vom Menschenrechtsbüro der Erzdiözese sind Teil dieses Systems. Es handelt sich um einen versteckten Kommunismus, der erneut nach Guatemala gebracht werden soll.» In der mündlichen Verhandlung weigerten sich die Militärs Angaben zu

Die Staatsanwaltschaft klagt den Offizier Byron Lima Oliva, den im Ruhestand befindlichen Leutnant Lima Estrada und den Feldwebel Villanueva außergerichtlicher Hinrichtung und der Beihilfe zum Mord an. In der Anklageschrift wird Lima Oliva und Villanueva vorgeworfen in der Tatnacht das Bischofshaus betreten zu haben, um Spuren zu verwischen und die Leiche des Ermordeten zu filmen. Währenddessen habe Lima Estrada von einem Geschäft aus die Szene beobachtet, um sich von der Ermordung des Bischofs zu überzeugen. Der Priester Mario Orantes wird von der Staatsanwaltschaft als unmittelbarer Täter bezeichnet und wegen Mordes angeklagt. Der Haushälterin María López wird vorgeworfen, die Tat verdunkelt zu haben. Zeuge des Tathergangs war nach Angaben der Staatsanwaltschaft ein Bettler, der sich in unmittelbarer Nähe

#### GUATEMALA

Richterin unter Todesdrohungen: Drei Jahre nach der Ermordung von Bischof Juan Gerardi Conedera – Verschleppung des Prozesses – Todesdrohungen und Attentate gegen die Richterin – Angespannte politische Lage in Guatemala – Eine Publikation zu Bischof J. Gerardi – Biographische Erinnerung und Dokumentation – Psychische Folgen eines Mordanschlages – Der mühsame Weg zum Aufbau einer Zivilgesellschaft.

Stefan Herbst, Bonn

#### POLITIK

Ein Zürcher Gespräch unter Feinden: Israelische und palästinensische Autoren diskutieren – Eine Veranstaltung des Collegium Helveticum in Zürich – Ein Dialog über die Angst im eigenen Lande – Kritische Betrachtung der eigenen Existenz – Die Dialektik der Opferrolle.

Nikolaus Klein

#### KIRCHENGESCHICHTE

Frauen gegen Diskriminierung und Entrechtung: Entstehung und Entwicklung der Frauenordinationsbewegung in der katholischen Kirche Europas (Erster Teil) - Das Zweite Vatikanische Konzil als kirchenpolitisches Ereignis - Studien zu Geschichte und Rezeption - Konzentration auf die Lehre von der Kirche - Zum Begriff des Volkes Gottes - Frauen, die vergessene Hälfte der Menschheit - Zur Pionierarbeit von Frauen im Kontext des Konzils - Die Perspektive einer engagierten Zeitzeugin - Das vorkonziliare Frauenbild - Die Forderung nach der Unterordnung der Frau - Beschreibung von Wesen und Aufgabe der Frau – Ankündigung eines Konzils – Die Eingabe der Schweizer Juristin Gertrud Heinzelmann - Das journalistische Engagement von P. Placidus Jordan OSB - Frau und Kirche als öffentliches Thema - Kritische Auseinandersetzung mit der scholastischen Anthropologie - Die Diskussion zieht weite Kreise - Die Enzyklika Pacem in terris - Die Frauenbewegung als Zeichen der Zeit - Frauen auf dem Konzil - Die beschränkten Möglichkeiten von Auditoren und Auditorinnen. Ida Raming, Greven

## LITERATUR/THEOLOGIE

«Die Antwort der Literatur ist: Keine Antwort»: Theologie im Gespräch mit Günter Kunert – Die Aufklärung und ihre Widersprüche – Die Sintflut als zentrale Metapher – Abschied von der Utopie – Eine christentumskritische Gegenwartsdiagnose – Widerspruch gegen eine eindimensionale Religionskritik – Leid- und Katastrophenempfindlichkeit – Ein differenzierter Leser der Bibel – Ein Beerbungs- und Universalisierungsprozeß des Biblisch-Religiösen – Gott sah: Es war nicht gut – Ohne Erklärung für das Rätsel – Das metaphysische Bedürfnis bleibt unerfüllt – Die Sache der Lyrik ist die Verstörung – Sehnsucht nach unentfremdeter Ganzheit.

Christoph Gellner, Luzern

der Ereignisse befand und genaue Angaben zum Tathergang machen konnte.

Obwohl mit dieser Anklageschrift möglicherweise der unmittelbare Hergang der Tat aufgeklärt sein könnte, fehlen jedoch Ermittlungen über die Hintermännern des Geschehens. Ob dies überhaupt möglich sein wird ist angesichts der politisch sehr labilen Lage Guatemalas äußerst fragwürdig. Anfang des Monats machten Gerüchte über einen bevorstehenden Militärputsch die Runde. Die Situation war so zugespitzt, daß sich Präsident Alfonso Antonio Portillo Gabrera und einige Unternehmerverbände gezwungen sahen, ihren Widerstand gegen einen möglichen Militärputsch öffentlich bekanntzugeben. Portillo gab zu, daß es einige Personen des öffentlichen Lebens gebe, die an den Türen der Kasernen anklopften, um einen Staatsstreich zu provozieren.

#### «Juan Gerardi - Treuer Zeuge Gottes»

«Juan Gerardi - Treuer Zeuge Gottes», so heißt ein Buch, das die Bischofskonferenz von Guatemala ein Jahr nach der Ermordung Juan Gerardi Conederas herausgegeben hat.<sup>2</sup> Das Buch gibt einen ausgezeichneten Überblick über Bedeutung und Lebenswerk dieses außergewöhnlichen Bischofs. Es ist in sechs Teile gegliedert. Der erste Teil ist eine Auswahl der - nach den Verfassern wichtigsten - Stellungnahmen zur Ermordung des Bischofs, darunter das Telegramm des Papstes vom 27. April 1998, die Erklärung von Kardinal Bernardin Gantin von der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika (CAL), die Erklärung des Generalsekretärs der Vereinten Nationen sowie die Predigt von Gerardi Flores anläßlich der Totenmesse für Bischof Gerardi. Der zweite Teil ist eine Art Hinführung zum Lebenswerk des Bischofs. H. Santiago Ortero faßt in einer «kleinen» Biographie die wichtigsten Lebensstationen des Bischofs zusammen. Viele Passagen sind dabei sehr aufschlußreich und bieten einen ersten Einblick in das Leben dieses Zeitzeugen, der in den Jahren der schlimmsten Verfolgung der Kirche in Guatemala an der Spitze der Bischofskonferenz stand. Besonders aufschlußreich ist die Beschreibung der Umstände, die ihn zum Verlassen der Diözese Santa Cruz del Quiché gezwungen haben, sein anschließender Papstbesuch und sein Bericht über die Verfolgung der Kirche. Als sichtbarstes Zeichen dieses Besuchs entstand ein Brief des Papstes an die Bischöfe Guatemalas, der seine Besorgnis über die Situation zum Ausdruck bringt, aber - wie der Biograph beschreibt - keineswegs ein Ende der Verfolgung bewirkte. Der Papst bat, obwohl er über die Situation gut informiert war, den Bischof, in die Diözese zurückzukehren, dies offensichtlich gegen den Willen des Bischofs. Dennoch gehorchte Monseñor Juan Gerardi und wurde auf höchsten Befehl bei seiner Rückkehr von den Migrationsbehörden am Betreten des Landes gehindert. Möglicherweise ist er bei diesem Rückkehrversuch zum zweiten Mal nur knapp dem Tod entkommen. Wörtlich schreibt der Biograph: «Nur durch ihre Intervention gelang es einigen Bischöfen und kirchlichen Persönlichkeiten, unter ihnen Monseñor Rodolfo Quezado und der Sekretär der Nuntiatur, die am Flughafen anwesend waren, zu den Migrati-

Vgl. Orientierung 62 (1998), S. 97f.; S. 169–175; Orientierung 63 (1999), S. 62 und 63; Orientierung 64 (2000), S. 73–77; S. Herbst, «Gerechtigkeit angesichts der offensichtlichen Verletzungen der grundlegendsten Menschenrechte fordern». Juan Gerardi Conedera (1922–1998), Bischof in Guatemala, in: Johannes Meier, Hrsg, Die Armen zuerst! 12 Lebensbilder lateinamerikanischer Bischöfe. Mainz 1999, S. 158–174. Der REMHI-Bericht (das interdiözesane Projekt Recuperación de la Memoria Histórica stellt eine Dokumentation und Analyse der Menschenrechtsverletzungen, die während der Zeit der Militärdiktaturen in Guatemala begangen worden sind, dar.) liegt auch in einer deutschsprachigen Kurzfassung vor: REMHI/ODHAG, Hrsg., Guatemala: Nie wieder – nunca más. Bericht des Interdiözesanen Projekts «Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit». Deutsche Redaktion: Heinz Oelers. Hrsg. vom Bischöflichen Hilfswerk Misereor e.V, Aachen 1999.

<sup>2</sup>Monseñor Juan Gerardi, testigo fiel de Dios, mártir de la verdad y de la paz. Publicación homenaje en el primer aniversario de su martirio, 26 de abril de 1999. Conferencia Episcopal de Guatemala, Guatemala 1999, 412 Seiten; erhältlich beim Menschenrechtsbüro der Erzdiözese Guatemala ODHAG (e-mail: educa@odhag.org.gt).

onsbehörden zu gelangen, wo Bischof Gerardi gefangen war. Ohne diese Intervention hätte man möglicherweise Monseñor Gerardi direkt am Flughafen verschwinden lassen.» Natürlich bleiben viele Fragen offen, so z.B. warum man nicht aus dem Schicksal von Erzbischof Oscar Romero gelernt hat, warum die öffentlichen Stellungnahmen Roms so wenig eindeutig waren und wirkungslos verhallten, was ein angemessenes Verhalten Roms in Zeiten der Kirchenverfolgung sein könnte? Jedenfalls wird deutlich, daß weder die Kirche Guatemalas noch der Vatikan auf diese Verfolgung vorbereitet waren, geschweige denn angemessen reagiert hatten.

Im dritten Teil des Buches findet sich eine Sammlung wichtiger Predigten, Hirtenworte, Reden und Interviews des ermordeten Bischofs. Herauszuheben sind hier seine Interventionen vor der Menschenrechtskommission in Genf. Von 1991 bis 1997 berichtete er insgesamt sechs Mal vor der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen über die Lage seines Landes. Hier wird in sehr offener und ungeschminkter Weise die Menschenrechtssituation des Landes geschildert, die enttäuschten Hoffnungen auf eine Verbesserung der Menschenrechtslage nach dem Friedensschluß zum Ausdruck gebracht. Problemanzeigen sind und es liest sich wie eine Momentaufnahme - die bestehende Straflosigkeit von Menschenrechtsverletzungen, die weiterhin bestehende Militarisierung des Landes, der Widerstand gegen die Auflösung des militärischen Terrorapparates sowie die ungleiche Einkommens- und Landverteilung. Bischof Juan Gerardi Conedera selbst ist Opfer dieser Übel geworden. Er hat sie zu seinen Lebzeiten in aller Öffentlichkeit kundgetan.

Der vierte Teil des Buches besteht aus einigen längeren Nachrufen bzw. Reflexionen von Mitarbeitern und Freunden, die um die zentralen Themen des Bischofs kreisen: Wahrheit, Frieden, Hoffnung, indigene Pastoral und Versöhnung. Hier wird deutlich, daß Juan Gerardi Conedera ein Mann der «Zeichen der Zeit» und eine außergewöhnliche Erscheinung der guatemaltekischen - aber auch der Weltkirche war. Seine tiefe innere Verarbeitung der schweren Situation seines Landes haben ihn zu einer Person gemacht, die auf der Höhe der Zeit stand. Eine weitere Abteilung des Buches sammelt Veröffentlichungen und Würdigungen des Bischofs, sowie drei Interviews von Angehörigen und Mitarbeitern Gerardis, darunter seine Nichte und ein enger Mitarbeiter während seiner ersten Jahre als Bischof in Vera Paz, und ein Interview mit Ronalth Ochaeta, dem derzeit im Exil lebenden Direktor des erzbischöflichen Menschenrechtsbüros. Wichtige Hinweise auf die Persönlichkeit des Bischofs findet man insbesondere bei Ronalth Ochaeta. Er beschreibt ihn als klaren Kopf, genauen Analytiker und unbestechlichen Anwalt der Interessen seines Landes. Andererseits ist er wohl selbst eine traumatisierte Persönlichkeit gewesen: ein Mensch mit großem Mißtrauen, zurückhaltend und vorsichtig. So besuchte er nur einmal nach dem Ende des Krieges «seine» Diözese Quiché, für die er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Die Verfolgung hatte auch bei ihm schwere Schädigungen und Spuren hinterlassen. Vielleicht stellen ja gerade diese Verwundungen jene Quelle der Kraft dar, die diesen eher schüchternen Mann über sich hinauswachsen ließ.

Im letzten Teil des Buches werden einige Pressestimmen zur Arbeit des Bischofs und seiner Ermordung wiedergegeben. Hier wird deutlich, daß die Aufklärung des Mordes bis heute Teil des gordischen Knotens in Guatemala ist. Es handelt sich um einen politischen Mord, der nur möglich war, weil mächtige Kreise ihn beschlossen hatten, um den Aufbau einer mündigen Zivilgesellschaft zu verhindern. Der Mord ist selbst Teil einer Strategie für den Machterhalt. Es handelt sich, wie Nery Villatoro Robledo beschreibt, um eine psychologische Kriegführung gegen die Kirche und alle sozialen Kräfte, die an einer wirklichen Demokratisierung des Landes interessiert sind. Daß auch eine internationale Diskussion und nur internationaler Druck das Land aus dieser schweren Krise herausführen können, bleibt nach dem Lesen der Pressestimmen ein wichtiges Ergebnis.

Stefan Herbst, Bonn

## Ein Zürcher Gespräch unter Feinden

Israelische und palästinensische Autoren dikutieren

Heute, mehr als sechs Monate nach Beginn der zweiten Intifada mit ihren Opfern auf palästinensischer und israelischer Seite, gewinnt die in Zürich am 28. und 29. Mai 2000 geführte Debatte zwischen israelischen und palästinensischen, jüdischen und arabischen Intellektuellen noch mehr an Tiefenschärfe und an Dringlichkeit, als sich zum Zeitpunkt des Gesprächs ahnen ließ. Rafik Schami aus Syrien, seit dreißig Jahren in Deutschland als Schriftsteller tätig, hatte als literarischer Gast des «Collegium Helveticum» im Sommersemester 2000 dazu eingeladen. «Jeder Teilnehmer an einem Gespräch ist ein Erzähler. Auch wenn viele das nicht wissen. Manche liefern eine komplette Erzählung, manch andere mosaikähnliche Gemälde durch ihre Beiträge, die in ihrer Gesamtheit eine Erzählung ergeben mit Anfang und Ende und nicht selten mit einem Höhepunkt. Wiederum andere liefern ihre Teile zu denen der anderen Gesprächspartner, deren Summe eine Erzählung ist. Manch ein Satz enthält einen Roman, und manch ein Gespräch ist reif für die Theaterbühne», formulierte Rafik Schami in einem Selbstporträt zu Beginn des Sommersemesters<sup>1</sup>, und diese Beschreibung trifft auch auf den Dialog zu, den er in jenem Zürcher Gespräch «Angst im eigenen Land» mit seinen Partnern auf den Weg gebracht hatte.

Wenn man die soeben erschienenen Debattenbeiträge vom Mai 2000 liest², so stellt sich unvermittelt der Eindruck ein, in ein «Sanctuary», d.h. in eine Art Schonraum gegenüber den politischen Konflikten und den dabei dominierenden Diskursen einzutreten, wird doch von allen Gesprächsteilnehmern, trotz den

<sup>1</sup>Rafik Schami, Das Gespräch, in: Meridian. Newsletter Nr. 6 (Frühling 2000) S. 5f.

Unterschieden in der politischen Position, in den biographischen Erfahrungen und persönlichen Vorlieben vorbehaltlos das Existenzrecht jedes Partners anerkannt, wie man auch gleichzeitig bereit war, die unbewältigten (vielleicht auch unbewältigbaren) Ängste des Andern als in sein Leben eingreifende Faktoren ernst zu nehmen. Was darüber hinaus allen Beiträgen gemeinsam ist, sind der Wille und die Fähigkeit, die Denk- und Ausdrucksformen der jeweiligen Lebenswelt einer distanzierenden und kritischen Betrachtung zu unterziehen. Vielleicht mag das darin begründet sein, daß einige der Autoren sowohl in der arabischen wie der israelischen Kultur gelebt haben oder noch leben bzw. im Augenblick in Europa und in den USA tätig sind. Die Konsequenzen einer solchen Existenz, in welcher der «fremde Andere» nicht mehr ein bedrohendes Hintergrundphänomen ausmacht, sondern zum ständigen Dialogpartner geworden ist, sind radikal. So stellt der in einem palästinensischen Flüchtlingslager im Libanon aufgewachsene Schriftsteller Samir El-Youssef die Frage, ob das Verharren in einer Opferrolle nicht am Ende die Opfer selber entmenschlicht, weil sie für ihre Gegner nicht jene ethischen Maßstäbe gelten lassen, die sie für sich selber in Anspruch nehmen. Der israelische Politologe Ilan Pappe formuliert für seine israelischen Landsleute die gleiche Forderung<sup>3</sup>: «Notwendig ist eine dialektische Anerkennung beider Gemeinschaften als Leidensgemeinschaften. Mit der Forderung an Israel, seine Rolle in der Nakbah anzuerkennen, kann eine ähnliche Forderung an die Palästinenser einhergehen, ihr Verständnis für die Bedeutung der Holocaust-Erinnerung für die jüdische Gemeinschaft in Israel zu zeigen.»

Solche Optionen widersprechen der heute bestimmenden politischen Logik im Nahen Osten, von einem Teil seiner politischen Eliten hat man den Eindruck, daß sie stillschweigend einen künftigen Krieg ins Kalkül ziehen, wie er von den Extremisten beider Seiten ohne Vorbehalte verlangt wird. Dieser Logik hat das Zürcher Gespräch «Angst im eigenen Land» gewichtige Argumente entgegengestellt.

Nikolaus Klein

<sup>3</sup>Nakbah ist der Ausdruck für die Vertreibung und Flucht eines großen Teils der palästinensischen Bevölkerung nach Gründung des Staates Israel.

# Frauen gegen Diskriminierung und Entrechtung

Entstehung und Entwicklung der Frauenordinationsbewegung in der katholischen Kirche Europas (Erster Teil)\*

Als kirchenpolitisches Ereignis von großer Tragweite übt das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) einen maßgeblichen Einfluß aus auf den theologischen Diskurs innerhalb der römisch-katholischen Kirche und darüber hinaus – selbst noch fast 40 Jahre seit seinem Beginn. Zahlreiche theologische Abhandlungen befassen sich mit der Interpretation und Rezeption von Konzilsdekreten; wissenschaftliche Ausgaben dokumentieren und analysieren das gesamte Konzilsgeschehen anhand der vorliegenden Quellen.¹ Dieser Prozeß ist noch keineswegs abgeschlossen. Offenbar mitbedingt durch das derzeitige restaurative kirchenpolitische «Klima», konzentriert sich die Reflexion be-

\*Gegenüber der ersten, in französischer Sprache in «Feminist Perspectives on History and Religion» ([Jahrbuch der ESWTR 8/2000] Verlag Peeters, Leuven 2000, S. 225–240) erschienenen Fassung erweitert.

<sup>1</sup> Auf folgende Werke (in Auswahl) ist hinzuweisen: Hermann J. Pottmeyer, u.a., Hrsg., Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils, Düsseldorf 1986 (mit Beiträgen von Giuseppe Alberigo, Jean-Pierre Jossua u.a.); Giuseppe Alberigo, Klaus Wittstadt, Hrsg., Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965) in italienischer und deutscher Fassung; von der italienischen Fassung liegen inzwischen Bd. 1–4 vor, von der deutschen Fassung Bd. 1–2, Leuven und Mainz 1997ff.; Otto Hermann Pesch, Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965). Vorgeschichte, Verlauf, Ergebnisse, Nachgeschichte. Würzburg <sup>2</sup>1994; G. Vallquist, Das Zweite Vatikanische Konzil, Nürnberg 1966.

sonders auf die Ekklesiologie des Konzils, wobei der von der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* eingeführten, biblisch fundierten Konzeption von Kirche als «Volk Gottes» – vor aller Differenzierung in verschiedene Dienste, Ämter und Stände – mit Recht ein programmatischer, zukunftsweisender Charakter zugesprochen wird.<sup>2</sup> Nur sehr selten kommt dabei allerdings ins Blickfeld, daß die Hälfte des «Volkes Gottes», die Frauen, nur vereinzelt und sehr spät mit beratender Stimme (im Hintergrund), in keinem Fall aber mit beschließender Stimme Einfluß auf das Konzilsgeschehen nehmen konnten; denn Frauen waren bis zur dritten Session des Konzils (September 1964) überhaupt nicht präsent³, und danach war nur eine kleine Gruppe als bloße

<sup>2</sup>Dazu s. u.a.: Christian Duquoc, Das Volk Gottes als aktives Glaubenssubjekt in der Kirche, in: Concilium 21 (1985), S. 281–287; Dietrich Wiederkehr, «Volk Gottes»: theologische und kirchliche Hausaufgaben *nach* Vaticanum II, in: Diakonia 23 (1992), S. 295–303; Herbert Vorgrimler, Die Volk-Gottes-Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und die Folgen 30 Jahre «danach», in: Bibel und Liturgie 66 (1993), S. 67–72.

Dies gilt ebenfalls für die Phase der Vorbereitung des Konzils, s. dazu J.A. Komonchak, Der Kampf für das Konzil (1960–1962), in: G. Alberigo, K. Wittstadt, Geschichte (vgl. Anm. 1): «Selbstverständlich waren keine Frauen, weder Laien noch Ordensangehörige, Mitglieder einer Kommission» (201). Angesichts der Wertung und Stellung der Frauen in der rö-

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup>Rafik Schami, Hrsg., Angst im eigenen Land. Israelische und palästinensische Schriftsteller im Gespräch. Nagel & Kimche, Zürich 2001, 175 Seiten, SFr. 23.40. Eingeladen waren die israelische Schriftstellerin Lea Aini (Tel Aviv), der palästinensische Autor Samir El-Youssef (London), die israelische Autorin von Kriminalromanen Batya Gur (Jerusalem), der israelische Drehbuchautor Etgar Keret (Tel Aviv), der palästinensische Schriftsteller Salman Natour (Daliat Alkarmel/Haifa), der israelische Politologe Ilan Pappe (Haifa), der palästinensische Schriftsteller Ann Arbor/MI), die israelische Kulturwissenschaftlerin Ella Shohat (New York) und der arabische Filmemacher Subhi Zobaidi (Ramallah).

Zuhörerinnen (Auditorinnen) ohne Stimmrecht vertreten. Noch weniger wird allerdings in diesem Zusammenhang beachtet, daß unmittelbar vor und während des Konzils von Frauen in Europa die Initiative ausging, diese schwere Diskriminierung aufgrund des weiblichen Geschlechts deutlich zu benennen und die rein männliche Kirchenversammlung mit der Forderung nach einer zeitgemäßen Stellung und Wertung der Frau in der Kirche, d.h. nach ihrem Zugang zu Diakonat und Presbyterat, zu konfrontieren.

Diese Pionierarbeit von Frauen im Kontext des Zweiten Vatikanischen Konzils soll daher im folgenden vorgestellt werden, um die Erinnerung an ein im damaligen kirchlichen Milieu durchaus nicht selbstverständliches Handeln wachzuhalten, das von der Geschichtsschreibung über das Konzil aus männlicher Perspektive bislang nicht beachtet wird.

Wie für die Kirchen anderer christlicher Konfessionen, die die Frauenordination und damit die Gleichberechtigung der Frauen bereits anerkennen, gilt auch für die römisch-katholische: Es sind – zunächst einmal – nicht Männer der Kirche, die den Zugang von Frauen zu geistlichen Ämtern vorbereiten und eröffnen – sind sie doch in vielen Fällen eher Verhinderer! –, sondern Frauen machen den Anfang: Sie hinterfragen ihre bedrückende Lage in der Kirche und fordern als Christinnen ihre vollen Mitgliedschaftsrechte ein, die ihnen aufgrund von Glaube und Taufe zustehen, und streben um ihrer religiösen Berufung willen nach uneingeschränktem Zugang zu den Diensten und Ämtern der Kirche.<sup>4</sup>

Welche Frauen standen also am Anfang der Frauenordinationsbewegung in der römisch-katholischen Kirche? Auf welche Reaktionen von Männern und Frauen trafen sie dabei? Konnten sie im Laufe des Konzilsgeschehens und danach «etwas bewegen» – etwa eine positive Resonanz oder gar Fortschritte erreichen? Auf diese naheliegenden Fragen wird im folgenden aus der Perspektive einer engagierten Zeitzeugin eingegangen.

Dabei wird in diesem Rahmen freilich nicht die gesamte Entwicklung während und nach dem Konzil im Detail berücksichtigt, sondern es werden einige entscheidende Prozesse beleuch-

misch-katholischen Kirche versteht sich das in der Tat von selbst, aber wer nimmt schon Anstoß an diesem «Selbstverständlichen»?! Wenn bereits vor dem Konzil von mehreren Seiten kritisiert wurde, daß Laien nicht an der Vorbereitung des Konzils beteiligt wurden (ebd., S. 201f. mit Anmerkungen), dürfte vor allem an männliche Laien gedacht worden zein.

tet. Außerdem konzentriert sich die Darstellung vor allem auf Vorgänge innerhalb Europas, näherhin in der Schweiz und in Deutschland, da der erste Impetus für die Frauenordination(sbewegung) von Frauen in diesen Ländern ausging und danach erst in anderen Ländern (besonders in den USA) aufgegriffen und verstärkt wurde.<sup>5</sup>

#### Vorkonziliares Frauenbild

Die in den frühen sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts von römisch-katholischen Frauen erstmalig6 in offizieller Form (in Konzilseingaben) artikulierte Frage und Forderung nach der Frauenordination traf auf ein Frauenbild, das von der Vorstellung der Zweitrangigkeit, des Minderwertes und der Unfreiheit der Frau geprägt war. Die Spuren der mehr als tausendjährigen Unterdrückung der Frau im Christentum waren noch allenthalben spürbar, besonders in der von diesen Traditionen stark geprägten katholischen Welt. Die Forderung nach Unterordnung der Frau unter den Mann in Ehe, Familie und Gesellschaft wurde in kirchenamtlichen Verlautbarungen mit entsprechenden Bibelstellen aus den antiken «Haustafeln» (vgl. Kol 3,18-41; Eph 5,22-6,9 u.a.) begründet und als «Gottesordnung» propagiert: «Gott selber» hat die Frau «in der Natur- und Gnadenordnung dieser Autorität unterstellt».7 Nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Pflicht zur Unterordnung der Frau in offiziellen kirchlichen Dokumenten zwar zunehmend vermieden, aber die Beschreibung des Wesens und der Aufgaben der Frau – im Unterschied zum Mann - ist doch noch deutlich von der Vorherrschaft des Mannes über die Frau geprägt. So erklärt Pius XII. im Jahre 1956, zwischen den Geschlechtern herrsche «eine vollkommene Gleichheit in den grundlegenden persönlichen Werten», aber sie hätten «verschiedene Funktionen» und darum auch «verschiedenartige Rechte und Pflichten». Der Frau sei aufgrund von Gen 1,28 «an sich kein menschliches Betätigungsfeld versagt», allerdings «stets in Unterordnung unter die primären Funktionen, die ihr von der Natur selbst vorgeschrieben» würden.8 Als «primäre Funktionen» der Frau gelten Mutterschaft und Hausarbeit; entsprechend sind die grundlegenden Typen bzw. Ausprägungen der Frau: Ehefrau und Mutter, im religiösen Bereich: Ordensfrau und Jungfrau. Die moderne berufstätige Frau in der profanen Gesellschaft, deren Betätigungsfeld sich stetig erweitert, existiert(e) im Horizont der katholischen Amtsträger nicht. Sie galt eher als «entartet», als nicht konform mit ihrer weiblichen Bestimmung.

<sup>5</sup>So auch Leonard u. Arlene Swidler, Eds., Women Priests. A Catholic Commentary on the Vatican Declaration. Paulist Press, New York 1977, S.5. L.Swidler bezeichnet die Konzilseingabe von Gertrud Heinzelmann (1962) als Beginn der Debatte um das Frauenpriestertum; ebenfalls Carmel McEnroy, Guests in Their Own House. The Women of Vatican II. Crossroad, New York 1996, S. 40ff., 223f., 270.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Im folgenden (räumlich begrenzten) Überblick beschränke ich mich darauf, Anfänge und allmähliche Entwicklung der Frauenordinationsbewegung in der römisch-katholischen Kirche Europas aufzuzeigen. Eine Einbeziehung aller christlichen Konfessionen wäre nur in einem größeren Forschungsprojekt realisierbar. Anhand folgender Literatur lassen sich jedoch ähnliche Entwicklungen bezüglich der Frauenordination in anderen christlichen Kirchen verfolgen: «Darum wagt es, Schwestern...» Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland. Hrsg. vom Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen Göttingen. Neukirchen-Vluyn 1994; Dagmar Herbrecht, Ilse Härter, Hannelore Erhart, Hrsg., Der Streit um die Frauenordination in der Bekennenden Kirche. Quellentexte zu ihrer Geschichte im Zweiten Weltkrieg. Neukirchen-Vluyn 1997 (evangelisch); Jacqueline Field-Bibb, Women Towards Priesthood. Ministerial Politics and Feminist Praxis. Cambridge University Press, Cambridge 1991; Susan Dowell, Jane Williams, Bread, Wine and Women. The Ordination Debate in the Church of England. Virago Press, London 1994 (methodistisch und anglikanisch). Urs von Arx, Die Debatte über die Frauenordination in den Altkatholischen Kirchen der Utrechter Union, in: Denise Buser, Adrian Loretan, Hrsg., Gleichstellung der Geschlechter. Ein Beitrag zur menschenrechtlichen und ökumenischen Diskussion. (Freiburger Veröffentlichungen zum Religionsrecht 3). Freiburg/Schweiz 1999, S. 165–211; Angela Berlis, Die Frauenordination – ein Testfall für Konziliarität, in: *Concilium* 35 (1999), S. 77–84 (altkatholisch); Elisabeth Behr-Sigel, Le ministère de la femme dans l'Eglise. Paris 1987; Thomas Hopko, Ed., Women and the Priesthood. St. Vladimir's Seminary Press, Crestwood/N.Y. 2., wesentlich veränderte Auflage 1999 (orthodox). Siehe auch die von René J.A. van Eyden erstellte Literaturübersicht in: Haye van der Meer, Priestertum der Frau? Eine theologiegeschichtliche Untersuchung. Herder-Verlag, Freiburg 1969, S. 197-213. Ferner die Literaturliste zu Frau und (Priester-)Amt, in: Ida Raming, Gertrud Jansen, Iris Müller, Mechtilde Neuendorff, Hrsg., Zur Priesterin berufen. Gott sieht nicht auf das Geschlecht. Zeugnisse römisch-katholischer Frauen. Thaur 1998, S. 248-255.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup>Im Zuge der profanen Frauenbewegung, nach der Öffnung des Universitätsstudiums und des politischen Stimmrechts für Frauen, wurden die Stellung der Frau in der katholischen Kirche und ihre Zulassung zum Diakonat, seltener zum Presbyterat, zwar bereits von einzelnen Frauen in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren thematisiert. Hervorzuheben sind u.a. die Autorinnen: Hildegard Borsinger, Rechtsstellung der Frau in der katholischen Kirche. Leipzig 1930 (Diss.), ebenfalls Edith Stein, Beruf des Mannes und der Frau nach Natur- und Gnadenordnung (1932), in: Dies.: Frauenbildung und Frauenberufe. München 4. Aufl. 1956, S. 169-171; Josephine Mayer, in: Hochland 36 (1938/39), S. 107, die sich aber auf den Diakonat der Frau konzentrieren. Nicht zuletzt aufgrund ihrer damals noch fehlenden Schulung in der historisch-kritischen Exegese verstummten diese wenigen Stimmen bald. Nähere Ausführungen dazu: Ida Raming, Frauenbewegung und Kirche. Bilanz eines 25jährigen Kampfes für Gleichberechtigung und Befreiung seit dem 2. Vatikanischen Konzil. Weinheim 21991, S. 38f.; Friederike Kukulla, Der Streit um den Diakonat der Frau – Zur Entwicklung vor dem II. Vatikanischen Konzil, in: Peter Hünermann u.a., Hrsg., Diakonat. Ein Amt für Frauen in der Kirche -Ein frauengerechtes Amt? Ostfildern 1997, S. 304-308.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Pius XII., Ansprache vom 10.9.1941, in: Pius XII., Das Ideal der christlichen Ehe. Ansprachen an Braut- und Eheleute. Luzern <sup>2</sup>1946, S. 197, 195. Nähere Ausführungen zum Frauenbild dieses Papstes in: I. Raming, Frauenbewegung (vgl. Anm. 6), S. 22–24.

<sup>&</sup>lt;sup>8</sup> Zitiert nach I. Raming, Frauenbewegung, S. 24.

#### Erste Konzilseingabe für die Frauenordination

In diesem in weiten Teilen der römisch-katholischen Welt herrschenden Klima wurde erstmals öffentlich und mit Nachdruck die Forderung nach der Frauenordination erhoben: Im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) schickte die promovierte Schweizer Juristin Gertrud Heinzelmann (gestorben September 1999) im Mai 1962 eine umfangreiche Eingabe an die Vorbereitende Kommission. Es war die «erste und einzige in der Vorbereitungszeit eingereichte Konzilseingabe, welche (...) die Kirche mit der unhaltbaren traditionellen Lage der Frauen und dem Postulat prinzipieller Gleichberechtigung auf allen Stufen kirchlichen Lebens konfrontierte.»9 Nach der Absicht von Papst Johannes XXIII., der das Konzil einberufen hatte, sollte das Konzil den Dialog mit der modernen Welt nach Kräften anstreben, sich also um ein «aggiornamento» bemühen. Dementsprechend verfolgte Gertrud Heinzelmann mit ihrer Eingabe folgende Absicht: «Die Kirche, die nicht einmal die Aufklärung, geschweige denn die Frauenbewegung mit ihrem kulturellen, rechtlichen und sozialen Kontext aufgearbeitet hatte, sollte die Konfrontation finden, die sie suchte.»<sup>10</sup>

Das Thema «Frau und Kirche» war in den frühen sechziger Jahren noch in keiner Weise virulent. Das ergab eine «Umfrage zum Konzil» der Zeitschrift Wort und Wahrheit (1961): Von den 81 Personen, die an der Umfrage beteiligt waren, waren nur fünf Frauen. Eine davon (Ida Friederike Görres) lehnte die Behandlung der Frauenfrage im Konzil ab, zwei weitere erwähnten sie gar nicht. Nur eine, Erika Weinzierl-Fischer (Wien), «schlug eine Teilrevision des Gedankengebäudes der Scholastik vor und stellte fest, daß «die Stellung der Frau im kirchlichen Raum auch heute noch stark von der in der Summa theologica des hl. Thomas wurzelnden abschätzigen Beurteilung des Weibes bestimmt ist>».11 Die Forderung nach Gleichberechtigung der Frauen im kirchlichen Bereich fehlte völlig. Dies war für Gertrud Heinzelmann der unmittelbare Anlaß zum Handeln. Als katholische Frau und Juristin, die sich bereits seit vielen Jahren für das politische Stimmrecht für Frauen in der Schweiz eingesetzt hatte, wußte sie um den verhängnisvollen antifeministischen Einfluß kirchlicher Normen auf die Gesellschaft im ganzen. Während der Arbeit an ihrer Dissertation mit staatskirchenrechtlicher Thematik<sup>12</sup> war sie auf frauenfeindliche Aussagen von Kirchenvätern und -lehrern gestoßen und hatte sich eine umfangreiche Sammlung von Texten des Thomas von Aquin mit eigenen kritischen Kommentaren angelegt, auf die sie bei der Abfassung der Konzilseingabe zurückgriff.

Ihre Eingabe enthält eine kritische Auseinandersetzung mit der (von aristotelischen Vorstellungen beeinflußten) ontischen Minderbewertung der Frau bei Thomas von Aquin, dem als Kirchenlehrer von seiten der Amtskirche eine besondere Autorität zuerkannt wird. Aus den positiven Aussagen des Thomas über die Geistnatur des Menschen und über die Sakramente im allgemeinen leitete Gertrud Heinzelmann die prinzipielle Möglichkeit und Forderung der Ordination von Frauen ab. Dabei ließ sie sich von der Hoffnung leiten: «Wurde nun erst einmal der Ballast der mittelalterlichen Naturlehre über die Frau durch die Amtskirche formell abgestoßen, war der Weg der Frau zum Priestertum geöffnet - dies aufgrund der gereinigten thomistischen Lehre, der philosophia rationalis über den Menschen selber.»<sup>13</sup> Aufgrund der erstmaligen Veröffentlichung der Eingabe im Mitteilungsblatt des Frauenstimmrechtsvereins Zürich Die Staatsbürgerin (Juli/August 1962) war sie überzeugt, «einen nie mehr revidierbaren Sprung nach vorn getan zu haben. Selbst ein späteres Konzil müßte sich erinnern, daß schon damals, beim II.

Gertrud Heinzelmann, Die geheiligte Diskriminierung. Beiträge zum kirchlichen Feminismus. Bonstetten 1986, S. 90.

G. Heinzelmann, ebd., S. 96.

G. Heinzelmann, ebd., S. 109, 112.

<sup>12</sup> Das Thema der Dissertation lautete: Das grundsätzliche Verhältnis von Kirche und Staat in den Konkordaten. (Heft 98 der Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft) Aarau 1943.

<sup>13</sup>G. Heinzelmann, Diskriminierung (vgl. Anm. 9), S. 97.

#### LASSALLE-HAUS Bad Schönbrunn Zentrum für Spiritualität und soziales Bewusstsein

Interreligiöse Tagung vom 3. bis 6. Mai 2001

## **UN-Organisierte Welt –** Buddhisten und Christen für eine erneuerte Uno



Ohne die Uno würde die Welt noch viel schlimmer aussehen. Dennoch kann sie mit ihren bisherigen Kompetenzen die Schaffung und Wahrung des Friedens in der Welt nicht genügend wahrnehmen.

Leitung: Pia Gyger, Niklaus Brantschen. ReferentInnen: Robert Muller, Ex-Uno-Vizegeneralsekretär, Raymonde Martineau, Leiterin NGOs Uno/ Genf.

Auskunft/Anmeldung: Lassalle-Haus Bad Schönbrunn · 6313 Edlibach · Tel. 041-757 14 14 · Fax 041-757 14 13 · info@lassalle-haus.org

Vaticanum, volle Gleichberechtigung in der Kirche und das Amtspriestertum für die Frau verlangt wurden.»14

Die Konzilseingabe von Gertrud Heinzelmann wurde dank des großen journalistischen Einsatzes von Placidus Jordan OSB, Korrespondent des NC News Service der Nationalen Bischofskonferenz der USA und Peritus der amerikanischen Bischöfe beim Konzil, weit verbreitet - nicht nur in Kreisen der Konzilsväter, besonders der US-Bischöfe, sondern darüber hinaus in zahlreichen Ländern. 15

#### ... die Diskussion zieht Kreise

Wie zu erwarten rief die Eingabe dank ihrer schnellen Verbreitung heftige Reaktionen Pro und Contra hervor. 16 Beleidigende Gegenangriffe, Spott und Hohn richteten sich gegen die Autorin zunächst vor allem in einigen Schweizer Zeitungen. Andererseits zeigten die positiven Reaktionen auf die Konzilseingabe, «daß die Gedanken vieler, in denselben Problemkreisen befangen, im selben Zeitpunkt sich in derselben Richtung bewegten».<sup>17</sup> So entwickelten sich erste Kontakte zu deutschen Theologinnen. Eine dieser Theologinnen, die Diplomtheologin Josefa Theresia Münch, hatte bereits seit 1959 mehrere schriftliche (unveröffentlichte) Anträge auf Abänderung des Kirchengesetzes (can. 968 § 1 CIC/1917), das die Frau von der sakramentalen Ordination ausschließt, an den Vatikan gerichtet.<sup>18</sup> Die damaligen Studentinnen an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster – als erste Iris Müller, wenig später gemeinsam mit der Verfasserin (I.R.) – hatten sich in den frühen sechziger Jahren ebenfalls kritisch mit den Gründen für den Ausschluß der Frauen von Ordination und Priesteramt auseinandergesetzt; diese Auseinandersetzung bildete die Grundlage für ihre spätere Konzilseingabe von 1963. Auf Umwegen gelangte die Konzilseingabe von Gertrud Heinzelmann in ihre Hände. Daraufhin kam es 1963 zu einer persönlichen Begegnung der genannten drei deutschen Theologinnen mit G. Heinzelmann in Münster. Aufgrund von Informationen über ihre Konzilseingabe meldete sich 1963 aus den USA Dr. phil. Rosemary Lauer, die an der St. John's University in New York Philosophie lehrte. Sie veröffentlichte mehrere Artikel in der bekannten Zeitschrift Commonweal zum Thema «Frau und Kirche». Außerdem besorgte sie eine englische Übersetzung der Eingabe von Gertrud Heinzelmann für die amerikanische Presse.19

Durch diese Publikationen wurde Mary Daly erstmals auf die Eingabe von Gertrud Heinzelmann aufmerksam. Daly studierte

<sup>19</sup> G. Heinzelmann, Diskriminierung (vgl. Anm. 9), S. 122f.

<sup>&</sup>lt;sup>14</sup>G. Heinzelmann, ebd., S.112.

<sup>15</sup> Näheres zur Person von P. Jordan und zu seinem Wirken: G. Heinzelmann, ebd., S. 114f. u.ö.

<sup>16</sup> Dazu s. G. Heinzelmann, ebd., S. 115–121. 17 G. Heinzelmann, ebd., S. 90.

<sup>18</sup> Vgl. Ida Raming u.a., Hrsg., Priesterin (vgl. Anm. 4), S. 53, 64f.

in den sechziger Jahren katholische Theologie an der Universität Fribourg, wo sie 1964 als erste Frau und Amerikanerin in Theologie promovierte. Damals war der Doktorgrad in katholischer Theologie in den USA für Frauen noch nicht erreichbar. Mary Daly setzte sich ebenfalls mit Gertrud Heinzelmann in Verbindung. In einem Leserbrief in der Zeitschrift Commonweal (14. Februar 1964) gestand sie, daß sie Scham empfand für sich selbst und auch für alle anderen Frauen, die «vom halbmenschlichen Status der Frau in der Kirche wissen und geschwiegen haben»; «im Sinn einer Prophezeiung und eines Versprechens» sah sie für die Zukunft eine Flut von Büchern zum Thema Frau und Kirche voraus.20

Aus den Kontakten mit den genannten sechs Frauen erwuchs das von Gertrud Heinzelmann im Jahr 1964 herausgegebene deutsch-englische Buch «Wir schweigen nicht länger! Frauen äussern sich zum II. Vatikanischen Konzil. We Won't Keep Silence Any Longer! Women Speak Out to Vatican Council II».21 Es enthält neben der Eingabe von Gertrud Heinzelmann (in deutscher und englischer Sprache) die Konzilseingaben von Josefa Theresia Münch sowie die von Iris Müller und der Verfasserin (I.R.), ferner Artikel von Rosemary Lauer und Mary Daly aus der Konzilszeit. Darüber hinaus sind darin Resolutionen der St. Joan's International Alliance (Alliance Internationale Jeanne d'Arc)<sup>22</sup> enthalten, einer internationalen Organisation katholischer Frauen, die sich als einziger katholischer Verband während des Zweiten Vatikanischen Konzils auf ihren Delegiertenversammlungen in den Jahren 1963 und 1964 für die Zulassung von Frauen zu Diakonat und Presbyterat, die Berufung von Frauen in die Kommissionen des Konzils sowie für weitere Reformen, u.a. für die Abschaffung frauendiskriminierender Gesetze im kirchlichen Recht, ausgesprochen hatte.

Das Buch bietet erstmals eine systematische kritische Analyse der verschiedenen biblischen und dogmatischen Begründungen für den Ausschluß der Frau vom Priesteramt. Als Folgerung daraus wird die Forderung nach voller Gleichberechtigung der Frauen im Amtsbereich der römisch-katholischen Kirche erhoben; daneben wird u.a. auch auf eine Reform der männlich geprägten liturgischen Sprache gedrängt. Die öffentliche Diskussion um Ordination und Priesteramt der Frau erhielt durch diese Veröffentlichung erheblichen Auftrieb. Zahlreiche Rezensionen erschienen in europäischen Ländern, auch Zeitschriftenartikel, die sich für oder gegen die in dem Buch erhobenen Forderungen aussprachen.23

#### Pacem in terris: Menschenrechte für Frauen

Schon vor Erscheinen des Buches hatte der Konzilspapst Johannes XXIII. durch seine Enzyklika Pacem in terris (1963) der sich keimhaft entwickelnden innerkirchlichen Frauenbewegung einen starken Impuls gegeben. Leitgedanke dieses Lehrschreibens<sup>24</sup> ist, daß die unbedingte Anerkennung der Personwürde eines jeden Menschen, die in der Gottebenbildlichkeit von Frau und Mann grundgelegt ist, Voraussetzung für ein geordnetes menschliches Zusammenleben in Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit ist. Aus der Natur des Menschen, d.h. aus seiner Menschenwürde, ergeben sich unabdingbare Rechte und Pflichten, unabhängig von Geschlecht, Rasse, wirtschaftlicher oder sozialer Stellung. Erstmalig in einem päpstlichen Lehrschreiben wird die Frau als Subjekt und Trägerin von Menschenrechten wahrgenommen; denn Johannes XXIII. wertet die Emanzipationsbewegung der Frau als zu beachtendes «Zeichen der Zeit» - sie wird damit zum ersten Mal in der Geschichte des Papsttums positiv gewertet: «Die Frau, die sich ihrer Menschenwürde heutzutage immer mehr bewußt wird, ist weit davon entfernt, sich als seelenlose Sache oder als bloßes Werkzeug einschätzen zu lassen; sie fordert vielmehr, daß sie sowohl im häuslichen Leben wie im Staat Rechte und Pflichten hat, die der Würde der menschlichen Person entsprechen.» Zwar werden aus dieser Feststellung noch keine direkten Folgerungen im Hinblick auf die Stellung der Frau in der Kirche gezogen. Folgende Aussagen sind aber uneingeschränkt auf Frauen - auch im kirchlichen Bereich – anzuwenden; denn die Menschenwürde ist eine, gleich bei beiden Geschlechtern und grundgelegt durch die «Gleichheit in der einen menschlichen, vernünftigen Natur, die eine geschlechtsspezifische Unterordnung der Frau ausschließt»25, - ihre Anerkennung kann und darf nicht etwa auf den «profanen» Bereich eingeschränkt werden: «Darüber hinaus haben die Menschen das unantastbare Recht, jenen Lebensstand zu wählen; den sie vorziehen: daß sie eine Familie gründen, in der Mann und Frau gleiche Rechte und Pflichten haben, oder daß sie das Priestertum oder den Ordensstand ergreifen können.» Dem liegt das Prinzip zugrunde, «daß jeder Mensch das Verfügungsrecht über seine Person hat». «Wenn also in einem Menschen das Bewußtsein seiner Rechte entsteht, muß in ihm auch notwendig das Bewußtsein seiner Pflichten entstehen, so daß, wer bestimmte Rechte hat, zugleich auch die Pflicht hat, sie als Zeichen seiner Würde zu beanspruchen, in den übrigen Menschen aber die Pflicht, diese Rechte anzuerkennen und hochzuschätzen.»

Haben diese Worte Johannes' XXIII., zusammen mit den durch den journalistischen Einsatz von Placidus Jordan bekannt gemachten Konzilseingaben, irgendeine positive Wirkung auf das Konzilsgeschehen im Hinblick auf eine Reform der Stellung der Frau ausgeübt?

### Frauen auf dem Konzil

Am 11. Oktober 1962 wurde das Konzil eröffnet, und zwar als reine Männerversammlung. Bereits bei der ersten deutschsprachigen Pressekonferenz wurde von der Diplomtheologin J.Th. Münch die berechtigte und zugleich provokative Frage gestellt, ob auch Frauen zum Konzil eingeladen worden seien. «Die Reaktion war Verlegenheit, Entrüstung, Gelächter. Schließlich erwiderte der Leiter des deutschen Pressezentrums, Weihbischof Kampe, halb tröstlich, halb scherzend: «Beim III. Vatikanischen Konzil werden auch Frauen dabei sein!>»26 Aber auch männliche Laien waren bei Konzilsbeginn nicht anwesend, so daß die Konzilskommission, die für die Abfassung des Dekrets über das Laienapostolat zuständig war, während der ersten Sitzungsperiode des Konzils paradoxerweise gänzlich ohne Laienbeteiligung arbeitete. Erst zur zweiten Sitzungsperiode, also im September 1963, wurden 13 männliche Laien als Auditoren geladen.<sup>27</sup> Einer der kanadischen Bischöfe (Carter, Bischof von Sault St. Marie) sprach denn auch - im Rückblick - sein Bedauern darüber aus, daß Laien «zu wenig und zu spät» offiziell konsultiert worden seien, wie die kanadischen Bischöfe überhaupt als starke Verfechter einer Entklerikalisierung des Laiendekrets auftraten.28

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> G. Heinzelmann, ebd., S.123.

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup> Erschienen im Interfeminas-Verlag, Zürich, den G. Heinzelmann gegründet hatte, da kein römisch-katholischer Verlag zur Drucklegung bereit war!

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup> Näheres über diese Organisation in: G. Heinzelmann, Diskriminierung (vgl. Anm. 9), S. 216f. <sup>23</sup> Näheres dazu bei G. Heinzelmann, a.a.O., S. 130ff. mit den entsprechen-

den Anmerkungen.

<sup>&</sup>lt;sup>24</sup> Enzyklika Papst Johannes' XXIII. vom 11. April 1963: Pacem in terris, Katholische Nachrichtenagentur Bonn 1963, bes. S.5-15 (die folgenden Zitate sind diesem 1. Teil entnommen). Die Enzyklika gilt als katholische Menschenrechtscharta.

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup> Helmut Hoping, Der Ausschluss von kirchlichen Weiheämtern aufgrund des Geschlechts. Ein kirchlicher Modernitätskonflikt, in: D.Buser, A.Loretan, Hrsg., Gleichstellung (vgl. Anm. 4), S. 38–51, hier: 38. <sup>26</sup> G. Heinzelmann, Diskriminierung (vgl. Anm. 9), S. 121. S. dazu auch:

Bericht von J. Th. Münch, in: I. Raming u.a., Hrsg., Priesterin (vgl. Anm. 4), S. 66f.; Carmel McEnroy, Guest in Their Own House (vgl. Anm. 5), S. 14 (: «Th. Münch put the question to provoke thinking about it.»).

<sup>&</sup>lt;sup>27</sup> Rosemary Goldie, La participation des laïcs aux travaux du Concile Vatican II, in: Revue des sciences religieuses 62 (1988) 1, S. 55-73, hier: 63f. Insgesamt wurden 29 männliche Auditoren eingeladen.

<sup>&</sup>lt;sup>28</sup>Nach R. Goldie, S. 62 mit Anm. S. 27 kritisierten sie Anzeichen einer Sünde des Klerikalismus («peccatum clericalismi») in dem Laiendekret.

Um jedoch die Frauen als die völlig übergangenen Mitglieder der Kirche ins Blickfeld des Konzils zu rücken, dazu bedurfte es einer besonderen Initiative: Es war der belgische Kardinal Leo Suenens, der (in der 2. Sitzungsperiode, am 22. Oktober 1963) als erster von den Konzilsvätern in seiner denkwürdigen Rede über die charismatische Dimension der Kirche an der völligen Abwesenheit von Frauen auf dem Konzil Anstoß nahm. Er schlug u.a. vor, daß die «Zahl und Universalität der Laienzuhörer vergrößert werden» möge und daß auch Frauen als Auditorinnen eingeladen werden sollten – und mit einer gewissen Ironie fügte er hinzu: «Frauen, ... welche - wenn ich nicht irre - die Hälfte der Menschheit ausmachen».29

Wenngleich «die Intervention des belgischen Kardinals vom Konzil mit großem Beifall aufgenommen» wurde<sup>30</sup> und geradezu als Sensation galt, war damit noch keineswegs ein Kurswechsel im Umgang mit der Hälfte der Kirchenmitglieder, den Frauen,

Das zeigen die spärlichen Reaktionen der Kirchenleitung auf diesen «Vorstoß» überaus deutlich. Einige Frauen wurden zwar mit Beginn der dritten Session des Konzils (September 1964) auf Beschluß von Papst Paul VI. als Auditorinnen zugelassen.31 Am Ende des Konzils war ihre Zahl auf insgesamt 23 (Laienfrauen und Ordensfrauen) angewachsen. Drei der Auditorinnen, dar-

<sup>29</sup>Yves Congar, Hans Küng u.a., Hrsg., Konzilsreden. Einsiedeln 1964, S.28. P.Xavier Tilliette (in: Etudes, juin 1965, S.824) prägte in diesem Zusammenhang für den Umgang mit Frauen in der katholischen Kirche also für das totale Übergehen und Verschweigen von Frauen - den Ausdruck «le sexe inexistant», dazu vgl. Gertrud Heinzelmann, Die getrennten Schwestern. Frauen nach dem Konzil. Zürich 1967, S.10f.

30 Wolfgang Seibel, Luitpold Dorn, Tagebuch des Konzils. Die Arbeit der Zweiten Session. Nürnberg-Eichstätt 1964, S.92f. Der Vorschlag von Kardinal Suenens wurde vom griechisch-katholischen Erzbischof Hakim unterstützt, aber von konservativen Bischöfen, besonders von italienischen, sehr mißbilligt (C.McEnroy, [vgl. Anm. 26], S.35, 39). Auch in der italienischen rechtsgerichteten Presse (II Borghese vom 31.10.1963) fehlte es nicht an spöttischen, frauenfeindlichen Bemerkungen über den Vorstoß von Kardinal Suenens, des «Paladins des kirchlichen Neo-Feminismus». Selbst der Herausgeber des Londoner Tablet ließ verlauten: «Ich hatte gehofft, demnächst zum Laienauditor des Konzils berufen zu werden, aber jetzt sieht es so aus, als werde meine Frau mir zuvorkommen.» (Xavier Rynne, Briefe aus dem Vatikan. Die zweite Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils. Köln-Berlin 1964, S.145).

<sup>31</sup> In Luitpold Dorn, Georg Denzler, Tagebuch des Konzils. Die Arbeit der dritten Session. Nürnberg-Eichstätt 1965, S. 431; Wolfgang Seibel, Luitpold A. Dorn, Georg Denzler, Tagebuch des Konzils. Vierte Session. Nürnberg-Eichstätt 1966, S. 398f., sind Namen und Funktionen der Auditorinnen aufgeführt. Es sind überwiegend Ordensfrauen, daneben auch Vorsitzende von katholischen Frauenverbänden. In der dokumentarischen Monographie von C. McEnroy, Guests in Their Own House (vgl. Anm. 5) sind die Erfahrungen der Auditorinnen während der Konzilszeit

überliefert.

unter Sr. M. Luke Tobin, S. L., damals. Präsidentin der Konferenz der Oberinnen von Mädcheninstituten in den USA, und die Australierin Rosemary Goldie, Geschäftsführende Sekretärin des ständigen Komitees der Internationalen Kongresse für das Laienapostolat (COPECIAL), wurden Kommissionen zugewiesen, die an der Endfassung der Konzilsdokumente über das Laienapostolat (AA) und über die «Kirche in der modernen Welt» (GS) arbeiteten.<sup>32</sup> Den Auditorinnen wurde in diesen Kommissionen zwar Rederecht eingeräumt, aber kein Stimmrecht, obwohl es um ihre eigenen Belange ging. Diese Regelung galt zwar auch für die männlichen Laienauditoren, immerhin durften aber vier von ihnen eine vorbereitete Rede in der Konzilsaula halten. Diese Möglichkeit wurde hingegen keiner Frau gewährt. Aus Solidarität mit ihren Schwestern hatten die Auditoren gefordert, daß wenigstens eine der Interventionen von einer Laienfrau gehalten werden sollte; sie hatten dafür sogar die Unterstützung mehrerer Kardinäle gefunden. Ihr Einsatz war jedoch erfolglos: die Forderung wurde als «verfrüht» zurückgewiesen.33 So konnten die wenigen Laienauditorinnen während der letzten zwei Konzilsperioden nur einen sehr begrenzten Einfluß auf die Abfassung der erwähnten Konzilsdokumente nehmen, ihre Präsenz hatte im wesentlichen «nur symbolische Bedeutung». 34 Selbst für die Laien, die in den entsprechenden Kommissionen mitarbeiteten, war es nämlich außerordentlich schwierig, einen realen Beitrag zur Endfassung der Dekrete zu liefern, da sich der Arbeitsrhythmus des Konzils ständig beschleunigte; vor allem waren sie auf die Vermittlung von Konzilsvätern oder eines einflußreichen Peritus angewiesen<sup>35</sup>; denn von dem Prozeß der Verabschiedung der verbindlichen Dokumente des Konzils blieben Frauen aufgrund ihrer inferioren Stellung in der Kirche von vornherein ausgeschlossen; so konnten Vorschläge für eine Reform ihrer Lage allenfalls mittelbar eingebracht werden.

(Zweiter Teil folgt)

Ida Raming, Greven

32 Vgl. Rosemary Radford Ruether, The Place of Women in the Church, in: Adrian Hastings, Ed., Modern Catholicism. Vatican II and after. SPCK, London 1991, S.260-266, hier: 261.

 <sup>33</sup> Vgl. G. Heinzelmann, Schwestern (vgl. Anm. 29), S. 5; R. Goldie, La participation (vgl. Anm. 27), S. 65 Anm. 34.
 <sup>34</sup> So – entsprechend der Ankündigung Pauls VI. vom 8. Sept. 1964, Frauen als Auditorinnen einzuladen (vgl. C. McEnroy, S. 43f.) – Mr. Maria Brüning, Oberin der Ursulinen in Dorsten und Vorsitzende der Ordensoberinnen in Deutschland, die, zusammen mit Sr. Juliane der «Armen Dienstmägde Jesu», als erste deutsche Konzilsauditorinnen berufen worden waren. Sie räumte allerdings ein, daß es zu wenige Frauen gebe, die in der theologischen Auseinandersetzung einen eigenständigen Beitrag leisten könnten (KIPA 11.12.1964/674; zit. nach G. Heinzelmann, Diskriminierung (vgl. Anm. 9), S. 159 Anm. 44).

<sup>35</sup> Näheres dazu: R. Goldie, La participation (vgl. Anm. 27), S. 69.

## «Die Antwort der Literatur ist: Keine Antwort»

Theologie im Gespräch mit Günter Kunert\*

«Wir sind zur Gänze aufgeklärt, wir wissen nahezu alles über uns, wir können uns mehr und mehr die Phänomene unseres und anderer Planeten erklären», tatsächlich jedoch erleben wir «so etwas wie einen säkularen Sündenfall, denn wir sind nicht imstande, das von uns selber über uns verhängte Schicksal aufzuheben. Wir wollten wie Gott sein und haben nicht bedacht, dass sich jede Schöpfung verselbständigt und irgendwann einmal ihren Schöpfer ignoriert», schreibt Günter Kunert, wohl der entschiedenste Kritiker des technisch-monströsen Fortschritts- und Machbarkeitswahns des homo faber im Raum zeitgenössischer . Literatur, in der jüngsten Neujahrsausgabe der ZEIT. «Wer ungeduldig in die Zukunft strebt, befindet sich auf der Flucht vor einer Gegenwart, die im wahrsten Sinne des Wortes gottverlassen ist. Wir waren und sind Zauberlehrlinge und werden es fer-

\*Vortrag im Rahmen eines Literaturtags an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern am 25. Januar 2001.

nerhin sein», setzt Kunert hinzu. «Ach, übrigens: Die Sintflut» - durchgängige zentrale Metapher in Kunerts literarischem Œuvre für die strukturelle Ohnmacht und Abhängigkeit von Regelmechanismen, nicht mehr von Gott dem Menschen zur Strafe geschickt, sondern von diesem selbst hervorgebracht -, «die Sintflut hat schon begonnen.» In Kunerts Gedichtband «Abtötungsverfahren» (1980), mit dem der 1929 als Sohn einer jüdischen Mutter und eines, wie es bald schon heißen sollte, «arischen» Vaters im Osten Berlins geborene und aufgewachsene Schriftsteller endgültig Abschied von der Utopie, vom Prinzip Hoffnung nimmt, liest sich diese hellsichtig-pessimistische Gegenwartsdiagnose, theologie- und christentumskritisch wie gegen jede platte aufklärerische Religionskritik gewendet, lyrisch

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup>G. Kunert, Neue Gottheiten. Von der «Krone der Schöpfung» zum Materialhaufen, in: DIE ZEIT, 28. Dezember 2000, S.43.

Das Gesicht Gottes ist kein Antlitz: Behauptungen dieser Art helfen uns nicht weiter aber weiter wohin eigentlich? Bis zur Untergrundbahn sind wir immerhin gekommen. Bis zu den Behausungen aus grauer Masse gedacht für alle Ewigkeit und schon angekränkelt vom schwärzlichen Regen. Bis zu dem Fundamentalsatz von der Erhaltung der Energie als Trost für Sterbende. Bis zu der Frage gelangt Ob das Leben wirklich jedem Befehl gehorcht Ob man seine Kinder und Enkel und fernere Nachkommenschaft nicht besser vor ihrem Erscheinen wegspült: Soweit ist es schon gekommen und wie weit noch? Bis wir alle irgendwie weggewischt oder irgendwie schwärzlich werden oder bloß massiv behaust.

Durch diese Straßen tot durch ihre Erbauung und selber wenig erbaut dabei irgendwohin ziellos. Bis zum verräterisch flüchtigen Horizont bis zu den dürftigen Stämmen und zu den verendeten Ameisenvölkern. Bis an dieses und jenes Meer aus reinem Absud unseres Fleißes. Bis vor das Antlitz Gottes: eine Überraschung erster Klasse doch nicht von Dauer die geborstene Maske über dem Eingang in den verdorrten Kleingarten Eden.<sup>2</sup>

Die zunehmende Bedroht-, ja, Erschöpftheit der Schöpfung verdirbt am Ende dieser Wanderung durch die tagtäglich wachsende Verdinglichung und Entpersönlichung aller Lebensverhältnisse auch jenes Gesicht, an dem bislang menschliche Hoffnung, Zukunft und Verheißung hingen: Eindringlich beschreibt Kunerts Gedicht so die Infektion der Zukunft durch eine verdorbene Gegenwart, die Infektion der Gottes- und damit unserer menschlichen Hoffnungs- und Sehnsuchtsbilder durch die fortschreitende Gefährdung alles Lebens infolge unserer selbstmörderischen Industriezivilisation.

Kunerts Zeit-, Leid- und Katastrophenempfindlichkeit, sein geschärfter Blick auf die Gegenwart aus dem Gedenken überstandener und künftiger Gefahren, mit dem er denn die biblischen Verheißungen von damals mit den Verzweiflungen der Gegenwart hart konfrontiert, rührt zweifellos auch aus seiner Erfahrung der Nazibarbarei her. Wurde er doch schon als Kind und Jugendlicher – nachzulesen in seinen Lebenserinnerungen «Erwachsenenspiele» – gewaltsam in die jahrhundertealte, verhängnisvolle Außenseiterrolle der Juden gepreßt. Als Heranwachsender muß er mitansehen, wie die Familienangehörigen seiner Mutter, die sich weithin nicht mehr als gläubige Juden, sondern als der Tradition der Aufklärung, der deutschen Literatur und Kultur verpflichtete Sozialdemokraten definierten, einer nach dem anderen in Konzentrationslagern verschwinden. Kunerts

<sup>2</sup>G. Kunert, Von einer Wanderung, in: Ders., Abtötungsverfahren. Gedichte. München-Wien 1980, S. 68f. Vgl. H.L.Arnold, Hrsg., Günter Kunert. München 1991; M. Durzak, H.Steinecke, Günter Kunert: Beiträge zu seinem Werk. München 1992; E. Kasper, Zwischen Utopie und Apokalypse. Das lyrische Werk Günter Kunerts von 1950 bis 1987. Tübingen 1995; M. Durzak, M. Keune, Hrsg., Kunert-Werkstatt. Materialien und Studien zu Günter Kunerts literarischem Werk. Bielefeld 1995; D. Hinze, Günter Kunert: Sinnstiftung durch Literatur. Frankfurt/M. 1996.

«jüdische Familie» lebt denn auch in Berlin in ständiger Angst, ob das «Ariertum» seines Vaters weiterhin Schutz vor der Vernichtungsmaschinerie der Nazis böte. Gerade 16 Jahre ist Kunert alt, als schließlich seine Geburtsstadt und mit ihr der Hitlerfaschismus in Trümmern liegen. Vier Jahre später wird die DDR gegründet, Kunert tritt in die SED ein, doch schon bald kommt es zu polemischen Attacken und kaum bemäntelter Zensur gegen den unangepaßten Schriftsteller, der nicht selten den Parteiapparat und die Parteiideologie mit seiner Kritik herausfordert. Jahrelang öffentlichen Diffamierungen und geheimdienstlichen Nachstellungen ausgesetzt, reist er 1979 desillusioniert in die Bundesrepublik aus, wo er seither in Itzehoe lebt und arbeitet. Die Erinnerung an den fabrikmäßigen Massenmord der europäischen Juden bildet von Anfang an ein zentrales Thema von Kunerts literarischem Schaffen wie auch seiner entschiedenen Kritik des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts: «Am Anfang des technischen Zeitalters», stellt Kunert bereits Mitte der sechziger Jahre in einer öffentlichen Stellungnahme heraus, «steht Auschwitz, steht Hiroshima, die ich nur in bezug auf gesellschaftlich organisiert verwendete Technik in einem Atemzug nenne». Und unter Hinweis auf die «zwischen technischem Können und menschlichem Dasein» tagtäglich wachsende Kluft -«Weltraumfahrt auf der einen, nackte Not auf der anderen» setzt Kunert pointiert hinzu: «Ich glaube, nur noch große Naivität setzt Technik mit gesellschaftlich-humanitärem Fortschreiten gleich ... Widersprüche globalen Ausmaßes nehmen eines Tages kosmische Formen an. Davor die Augen zu verschließen, bedeutet für einen Schriftsteller, der nicht erst seit Goethe zum Schauen bestellt ist, den Verzicht auf einen der wenigen Grundsätze seines Metiers.»3

Man hat daher Kunerts literarisches Œuvre, das heute zu den wichtigsten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zählt, als die «Geschichte einer zunehmenden Verfinsterung» (Dieter E. Zimmer) gelesen, als einen Weg kurz gesagt von Brecht zu Benn (Uwe Wittstock). In der Tat wurden Kunerts Gedichte, die in ihrer zunehmenden apokalyptischen Schwärze das möglich gewordene Ende benennen und zugleich abzuwehren versuchen, mehr und mehr zum Menetekel, Zeichen der Warnung und Hoffnungslosigkeit:

Unser ist der Tag
Der keinem gehört. Wir sitzen
im schwarzen Licht
essen Gift trinken Säure
wir denken wir leben
und verschieben die Folgen
auf Morgen
wo wieder mehr möglich ist
und noch mehr unmöglich
wo wir alle so sind
wie wir sein werden:

fernerhin Stückwerk trostlos unaufgehoben endgültig unnütz der Rest der verschwiegen wird.<sup>4</sup>

#### **Kunert als Bibelleser**

Kaum zufällig ist das Œuvre dieses skeptischen Aufklärers, der die Instrumente der Aufklärung stets gegen diese selber anzuwenden verstand (und gerade so das Scheitern der Aufklärung konstatierte) randvoll mit Biblischem. Ja, nicht von ungefähr hat Kunert, obwohl er in einem völlig religions- und glaubensleeren Raum aufwuchs und jahrelang jegliche Gläubigkeit als «Opium

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup>G. Kunert, Erwachsenenspiele. Erinnerungen, München-Wien 1997, S 201

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup>G. Kunert, Lagebericht, in: Unterwegs nach Utopia. Gedichte. München 1977, S. 40.

für das Volk» betrachtete, in seinem literarischen Schaffen immer wieder biblisch-religiöse Bildtraditionen (insbesondere die Menetekel der Apokalypse, den Brudermord und den Sündenfall) aufgegriffen und in seinem Sinne umfunktioniert. Wie so viele andere Schriftsteller gerade des 20. Jahrhunderts ist dabei auch Günter Kunert ein ganz eigener Exeget, der den tradierten Stoff der Bibel in literarisch-säkularem Kontext aktualisierend politisiert. Erschienen ihm doch «manche der überlieferten und unglaublichen Begebenheiten der Bibel», wie Kunert im Rückblick auf eine von ihm mitorganisierte Vortragsreihe «Dichter predigen» in der Lübecker Sankt-Petri-Kirche resümiert, «ziemlich parabolisch, gleichnisträchtig» und gerade für einen Schriftsteller ungemein «brauchbar, noch dazu für jemand, der sowieso mit einem geheimen Erschrecken in seiner Umgebung» – gegen den staatssozialistisch verordneten Fortschrittsoptimismus -«die «ewige Wiederkehr» psychosozialer Grundmuster zu erkennen meinte».5 Wir begegnen bei Kunert denn auch einem seit dem 19. Jahrhundert in der deutschsprachigen Literatur vielfach zu beobachtenden Beerbungs-, Transformations- und Universalisierungsprozeß des Biblisch-Religiösen, das so alles heilsgeschichtlich Exklusive verliert und zu einem archetypischuniversalen Menschheitssymbol wird. Gerade um statt freundlich-optimistischer Illusionen die Wahrheit über den Menschen zur Sprache zu bringen, greift Kunert ja die nichts beschönigende Enthüllungskapazität biblischer Texte auf. Verfügt die Bibel für diesen Schriftsteller doch über eine bleibend hellsichtig machende Deutungskraft hinsichtlich der Gewalt und Grausamkeit des Menschen, seiner Lust am Bösen und Destruktiven wie überhaupt hinsichtlich der rätselhaften Abgründigkeit menschlicher Existenz zwischen Paradies, Sündenfall und Brudermord:

Seinesgleichen erschlägt seinesgleichen mit besonderer Sorgfalt Brudermord als abendländische Tradition Romulus und Remus Kain und Abel und so weiter

Das Fortschreiten von etwas Unaufhaltbarem wird zum unaufhaltbaren Fortschritt<sup>6</sup>

Keine andere biblische Geschichte hat Kunerts Denken und Schreiben indes stärker beschäftigt als die mythisch-poetische Erzählung vom ersten Menschenpaar, vom Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies. Ist darin doch für Kunert die Erinnerung an einen menschheitsgeschichtlich überaus folgenreichen Vorgang aufbewahrt, der bis heute die conditio humana bestimmt, so daß die in der Genesis evozierte «legendäre Vergangenheit nach wie vor der Erlösung harrt»7: die Herauslösung aus der paradiesischen Unmündigkeit und damit der Austritt des Menschen aus dem Naturzusammenhang, wodurch er sich allererst seiner Schutz- und Hilflosigkeit bewußt wurde. «Es ist dies der Moment höchsten Entsetzens», sucht Kunert in einem 1982 verfaßten Essay «Erstes Buch Mose. Die Schlange und die Vertreibung» die biblische Urgeschichte zu entschlüsseln. «Denn es ist der Augenblick der Erkenntnis der eigenen Sterblichkeit dessen, was uns vom Tier, das um seinen Tod nicht weiß, grundsätzlich trennt. Auch Gott spürt Angst, die Angst des Diktators vor dem möglichen Prätendenten, der ihm die Herrschaft streitig machen könnte», fährt Kunert theologie- und religionskritisch fort. «Und diese Angst spricht er erkennbar aus: «Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist.> Ja, ja - jetzt weiß Adam Bescheid, und darum muß er ins Exil. Die Ablösung von der Natur, auch von der eigenen, war ein langer und schmerzhafter Prozeß», resümiert Günter Kunert. «Der Sündenfall, die selbst verursachte Entbergung durch

G. Kunert, Dichter predigen. Reden aus der Wirklichkeit. Stuttgart 1989,

<sup>7</sup>G. Kunert, Bibel, in: Camera obscura. München-Wien 1978, S. 94.

Erkenntnisdrang und Erkenntnisgewinn.»8 In einem Gespräch mit der australischen Germanistin Kerry Dunne kommt Kunert noch deutlicher auf den in der biblischen Urgeschichte bereits erkennbaren Irrweg in die instrumentell-technokratische Funktionalität zu sprechen: «Ich glaube, daß unser ganzes gegenwärtiges Leiden und alle Probleme in der Industriezivilisation eben daher rühren, daß wir in einer ganz fernen, dunklen Zeit auf das Instrumentale gesetzt haben, d.h. also, in dem Moment, wo der Mensch den ersten Feuerstein benutzte, als Werkzeug, war schon der Sündenfall eingetreten ... daß unser Gehirn, unsere Denkweisen, unsere Logik, unsere Vernunft zu dem geworden ist, was man eben instrumental nennt ... da liegt der Sündenfall. Das ist die Sünde gewesen, unser Ausstieg aus der Tierheit.» Je mehr sich der Mensch «von den Zwängen der Natur zu lösen meinte, desto mehr unterwarf er sich eben den Zwecken, die alle Mittel heiligen», formuliert Kunert denn auch in einer in der Hamburger St.-Katharinenkirche gehaltenen Predigt «Zur Apokalypse. Eine Strafpredigt» (1989). «In seinen Händen wurde ihm unversehens alles zum Instrument.»10

#### Gott sah: Es war nicht gut

In seiner grotesk-futuristischen Erzählung «Adam und Evam» wirft Kunert denn auch die gott- und schöpfungskritisch verschärfte Frage auf, «ob nicht im Schöpfungsakt, in jedem, von vornherein das Scheitern angelegt ist», ob daher «der eigentliche Grundirrtum» nicht «schon Gott mit der Schöpfung unterlief», «ein unkalkulierbarer Kardinalfehler von Anfang an». In der Tat: War nicht Gottes «Unterfangen, Wesen nach seinem eigenen Vorbild herzustellen, ein fahrlässiger Irrtum, für den wir, die Kopien, teuer bezahlen mußten?», wie in dieser skurrilen Geschichte einer von zwei Astronauten einwirft, die Kunert in einem unaufgeräumten, verdreckten Raumschiff durchs All kreisen läßt. «Viel zu spät merkten wir, daß uns der personifizierte Leichtsinn in den Weltraum entsandt hatte», monologisiert Adam «schlaftrunken» am Bett seiner Gefährtin Eva. Ihrem Vorhaben, ein neues Geschlecht ins All zu setzen, bleibt denn auch der Erfolg versagt, sind doch beide Insassen Männer, denen es trotz aller Anstrengungen einer Geschlechtsumwandlung mittels Plastikimplantat nicht gelingen will, die Menschheit durch Fortpflanzung am Leben zu erhalten. So bleiben sie buchstäblich die letzten Überlebenden des Menschengeschlechts, «nachdem jemand die Apokalypse aus dem Zustand schriftlicher Fesselung befreit» hatte. Offensichtlich läßt sich die Schöpfungsgeschichte nicht neu schreiben, schon gar nicht mit technischen Mitteln: «etwas ist schief gegangen mit uns beiden». 11 Auffällig ist jedenfalls. wie sehr Kunert gerade in den Gedichten der neunziger Jahre ausgehend vom Zustand der erschöpften Schöpfung zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Schöpfergott ansetzt, der alles andere als der um seine Menschenwelt besorgte «liebe Vater» ist:

Metaphysische Begegnung

Die Leibesfrüchte platzen aus den Nähten. Gott kam und sah: Es war nicht gut. Zu ungeduldig, Einsicht zu erbeten, verschwand er schnell mit milder Wut,

um seine Kreatur sich selbst zu überlassen: Mensch hilf dir selber! War sein Abschiedswort. Der blickt empor und kanns nicht fassen: Erst schuf er mich – nun ist er fort!

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup>G. Kunert, Wunder erleiden, in: Im weiteren Fortgang. Gedichte, München 1974, S. 21.

<sup>8</sup>G.Kunert, Erstes Buch Mose: Die Schlange und die Vertreibung, in: Die letzten Indianer Europas. Kommentare zum Traum, der Leben heißt. München 1991, S. 40f.

K. Dunne, Der Sündenfall. A parabolic key to the image of human existence in the work of Günter Kunert 1960–1990, Frankfurt/M. 1995, S. 18f.
 G. Kunert, Zur Apokalpse. Eine Strafpredigt, in: Die letzten Indianer Europas, S. 270.

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> G. Kunert, Adam und Evam, in: Zurück ins Paradies. Geschichten. München 1984, S. 151f., 162.

Kehr wieder, Überich, du keinen Zeiten Und keinem Wandel unterworfnes Einzelstück! – Nach Antwortschweigen aus den Dunkelheiten Fällt seufzend das Geschöpf auf sich zurück.<sup>12</sup>

#### Begegnung

Wüstes Stilleben zwischen den Metallsarkophagen unserer Zivilisation. Verwesungsgeruch aus der Kleiderbox. Verbeulten Blechdosen entsickert ein Mixtum compositum ungewisser natur. Und ein zwillingsloser Gummistiefel geht einsam durch die Welt. Das angeschlagene Klosettbecken gemahnt an den Weg allen Fleisches. Glasbruch. Verpackungsrelikte. Teppichfetzen, gefälschter Orient. Kronenkorken, frivol ausgestreute Jetons. Hier Stehe ich und kann nicht anders wohin mit den abfälligen Ergebnissen meiner Existenz. Hinter den Containern hervor Tritt ein alter Mann und schließt seinen Hosenschlitz. Gemurmel: Es reut mich, den Menschen gemacht zu haben. Und schleicht davon, gebeugt, die unsichtbare Last auf den Schultern. Und ward nimmermehr gesehen.13

#### Ohne Erklärung für das Rätsel

Trotz seiner durchgängig religionskritischen Haltung versteht sich Kunert, wie er im Gespräch mit dem Tübinger Theologen Karl-Josef Kuschel betonte, keinesfalls als «Propagandist des Atheismus».14 Ohne selber irgendwelche aus Glaubenssätzen gespeiste Botschaften zu enthalten, thematisieren Kunerts lyrische Arbeiten vielmehr immer wieder die Erfahrung der Unfaßbarkeit, Fraglichkeit und Rätselhaftigkeit menschlicher Existenz und zugleich der bleibenden Suche nach Sinn und Bedeutung der Welt - wie der eigenen Lebensgeschichte. Gerade so hält dieser Autor der illusionslos-ungeschminkten Selbst- und Fremdentlarvung, ohne selber ein affirmatives Verhältnis zum Religiösen einzunehmen, in seinem literarischen Schaffen Urfragen der Religion wach. Verschafft er den uralten Fragen der Religion nach dem Grund (Warum?), dem Ziel (Wohin?) und dem Sinn (Wozu?) menschlicher Existenz, sowenig ihn auch die überkommenen Antworten überzeugen, neue zeitgenössische Vitalität und aufstörende Aktualität:

Aufstehen. Arbeiten und heimgehen und ins Bett: das ist der Sinn. Aufgestandensein und erschossen und begraben werden: das ist der Sinn gleichfalls. Werde und stirb: ist die Umkehrung sinnvoller?

Auf und heim und schießen und selber getroffen ins Grab oder ins Bett: ist eine Alternative der Sinn?

<sup>12</sup> G.Kunert, Schatten entziffern. Hrsg. v. J. Ritter. Leipzig 1995, S. 84.
 <sup>13</sup> G. Kunert, Nachtvorstellung. Gedichte, München-Wien 1999, S. 39.
 <sup>14</sup> K.-J. Kuschel, «Ich glaube nicht, daß ich Atheist bin». Neue Gespräche über Religion und Literatur. München 1992, S. 26–44, 36; Ders., Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf 1997, S. 48–59.

Aufgestandengewesen und heimgegangen, gearbeitet haben und geschossen, eingegraben, aufgebettet, aufgegeben: den Geist, den Sinn, daß dies der Sinn sei, aber er ist es trotzdem: Aufstehen, Arbeiten, Heimgehen.

Alle Verwüstungen der Person vollziehen Personen, überzeugt vom Sinn des Vollzugs: Quellen steter Sinnflut. Eine Taube schick aus zu einem Festland: dich selber suche, du findest dich an der Arbeit für dein Bett, für dein Grab. 15

Gerade religiös-theologische Rezipienten läßt es gewiß aufhorchen, wie unbefangen, ja, engagiert Kunert in seinen eingehenden Reflexionen über Dichtung von «metaphysischen Bedürfnissen» sprechen kann: «Der Leser fragt sich, ob denn das Leben der Sinn des Lebens sei und ob das ausreichend wäre oder nicht ein bißchen zuwenig», heißt es in einem Vortrag vor amerikanischen Germanisten, mit dem Kunert bewußt die sattsam bekannte literaturwissenschaftliche Religionsscheu unterläuft. «Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit, alles nur Überbauprodukte, die nach historischen Erdbeben wie Putz von der Fassade gefallen sind? Sollte nicht ein höherer oder tieferer Sinn hinter allem stecken? Die Befriedigung materieller Bedürfnisse, so wichtig sie ist ... läßt die immateriellen unbefriedigt, läßt ein seelisches Vakuum entstehen, das sich mit der Zunahme materieller Befriedigung potenziert und in das die zu bloßen Schatten gewordenen alten Gottheiten nicht zurückkehren können.»<sup>16</sup> Diese «über sich selbst ängstigende Leere» angesichts der Endlichkeit, Hinfälligkeit und Ungesichertheit menschlicher Existenz werde im Gedicht «aufgehoben»:

Mitteilungen von überallher -Keine Schachtel keine Tüte ohne Botschaft. Bedenke daß du verderblich bist mahnt das Büchsenfleisch als sei es unsereins und noch bei Atem. Von allen Dingen buchstabieren wir unser Schicksal ab. Vom Schleiflack der Jugend bis zum Rostfraß des Alters. Wäre ich selber doch nur schon so abgelagert und ausgetrocknet ich vertrüge meine Gegenwart abwesender. Und müßte nicht übers Sterben rätseln als einer aus Schachteln geboren in Tüten daheim gewesen als deren stiller Genosse der sich ihren Aufschriften gebeugt hat.<sup>17</sup>

Karl-Josef Kuschel sieht denn auch das theologisch Bedeutsame der Lyrik Günter Kunerts in dem von ihm bewußt inszenierten Ballanceakt zwischen schonungsloser, ja, beunruhigend-ungetrösteter Desillusionierung des Menschen und der bleibenden Sehnsucht nach Entschlüsselbarkeit menschlichen Daseins. In dem fragilen Schweben zwischen Hoffnungsverweigerung und Hoffnungssehnsucht, der unaufgelösten Spannung zwischen der Erfahrung des Sündenfalls und der bleibenden Suche nach Sinn und Bedeutung der conditio humana, deren strukturelle Ambivalenz kaum ein anderer Gegenwartsautor literarisch so minutiös

 <sup>&</sup>lt;sup>15</sup> G.Kunert, Im weiteren Fortgang. Gedichte. München 1974, S. 23.
 <sup>16</sup> G. Kunert, 'Warum schreiben? Notizen zur Literatur, München-Wien

<sup>&</sup>lt;sup>17</sup>G. Kunert, Von den Ursprüngen, in: Mein Golem. Gedichte. München-Wien 1996, S. 8.

ausgeleuchtet hat wie Günter Kunert. «Götterdämmerung» ist für dieses poetische Verfahren der entbanalisierenden Erfahrungsverschärfung ein Schlüsseltext, der betroffen und engagiert, kritisch und leidenschaftlich, aufgeklärt und aufgewühlt zugleich, die ganze Fraglichkeit menschlicher Existenz als Vakuum und Leerstelle benennt, ohne sie doch irgendwie aufheben zu können:

Nicht festzuhalten: Dieser Tag. Das Leben. Gewebe löst sich auf und schwindet hin. Was auch geschieht, du suchst den Sinn. Zumindest wirst du danach streben.

Du kannst die Einsicht nicht ertragen: Aus Dreck und Feuer eine Spottgeburt, die haltlos durch das Universum tourt, stets auf der Flucht vor solchen Fragen.

Erkenntnis die: Wir können uns nicht fassen. Und finden keinen, der uns Göttern gleicht. Und keinen der uns Hilfe reicht. Wir sind uns ohne Gnade überlassen.<sup>18</sup>

Die Erkenntnis ist bitter, nichts als eine «Spottgeburt» aus «Dreck und Feuer zu sein», die «haltlos durch das Universum tourt», ja, die Einsicht mag unerträglich sein, daß Menschen sich «nicht fassen» können, sich selber ein bleibendes Rätsel, eine offene Frage sind. Gleichzeitig aber wird in diesem Gedicht behauptet, daß es keine «Hilfe» - gemeint ist wohl eine Hilfe transzendenten Ursprungs - gäbe, daß der Mensch sich somit «ohne Gnade» überlassen sei. Gerade darin dürfte in der Tat das religiös-spirituell Bedeutsame der lyrischen Arbeiten von Günter Kunert liegen, daß sie im literarischen Nachdenken über die conditio humana statt selbstgewisse Antworten und eindeutige Festlegungen offene Fragen, ja, bohrenden Zweifel formulieren. Daß sie bei aller radikalen Absage an jeden metaphysischen Trost immer wieder den Schritt von der Sicherheit in die Verunsicherung, vom System ins Bodenlose wagen, den Leser in die unabschließbare Selbstreflexion einladen, statt wohlfeile Sinnstiftung zu vermitteln, die für Kunert, jedweder religiöser wie säkularer Sinneuphorie abhold, nicht länger Aufgabe der Literatur sein kann: «da muß die Literatur kapitulieren. Ihre Antwort ist: Keine Antwort.»19

## Das metaphysische Bedürfnis ist unerfüllt

«Das (metaphysische Bedürfnis) ist unerfüllt und kann durch eine rein innerweltliche Theorie, die allein auf die Funktionalität einer Gesellschaft gerichtet ist, nicht befriedigt werden», resümiert Kunert seine Position im Gespräch mit Karl-Josef Kuschel. «Der kognitive Horizont des Menschen ist genetisch beschränkt. Das ist der Punkt. Und alle Religiosität, all unser Glauben und Ahnen, ist der Versuch, über diesen beschränkten Horizont hinauszugelangen.»<sup>20</sup> Es ist daher nur konsequent, wenn Kunert vom gleichen Ursprung von Literatur und Religion redet, ja, in Literatur und Religion dieselben Triebkräfte sieht, «über diesen beschränkten Horizont hinauszugelangen». Kunert zufolge ist jeder Schriftsteller «auf der Suche nach einer Transzendenz (wenn auch einer sehr irdischen)», wie der Religion gehe es auch der Dichtung darum, «den Menschen über das pure Sein hinauszuheben, auf daß er nicht nur Fleisch sei, nicht bloßer Lehm und kurzfristig animiert».21 Gerade in der Lyrik ist daher für Kunert ein Stück dessen gerettet, was ursprünglich die Funktion von Religion war. Mache sich doch, trotz aller notwendigen Destruktion

18 G.Kunert, Stilleben. Gedichte, München-Wien 1983, S. 53.

<sup>21</sup> G. Kunert, Dichter predigen, S. 9.

und Fragmentierung der äußeren und inneren Form, in der Tiefenschicht des Gedichts *«eine Ahnung der direkten Zwiesprache mit etwas Numinosem»* bemerkbar, die Kunert als *«leere Transzendenz»* begreift. *«Ein Transzendieren des Gedichts ohne entsprechendes Objekt, ohne Gott und Götter, trotzdem ausgestattet mit dem gehobenen Ton des Sprechens zu einem Du, das als Adressat nicht mehr vorstellbar ist.»<sup>22</sup>* 

(...) Wir leiden an einem Geheimnis das wir für Gott hielten von dem uns keiner erlöst weil wir es niemals auszusprechen vermögen (...)<sup>23</sup>

In unserer technokratischen, von anonymen Wirtschafts- und Verwaltungsapparaten beherrschten Gegenwart wird so das Gedicht, gerade weil es sich zweckorientiertem Nützlichkeitsdenken radikal verweigert, zum mikroskopisch kleinen, aber allumfassenden Gegenentwurf einer anderen, humaneren Welt: «Das Gedichtelesen bewirkt etwas wie ein Zusichselberkommen als zu den Ursprüngen des eigenen Wesens», erläutert Kunert in seinen «Notizen zur Literatur». «Im Ich des Gedichts erscheint ... das unverkrüppelte, vollkommene, wenn auch ewig unvollkommene Individuum – ein Windhauch aus Utopia.»<sup>24</sup>

(...)
Das Gedicht bloß gewahrt
was hinter dem Horizont verschwindet
etwas wie wahres Lieben und Sterben
die zwei Flügel des Lebens
bewegt von letzter Angst
in einer vollkommenen
Endgültigkeit.<sup>25</sup>

Gewiß, das Gedicht erlöse keinen von der Sinnlosigkeit, Zufälligkeit und Grundlosigkeit des eigenen Lebens, «aber es gibt dem Leser das Gefühl, in einen nur zu ahnenden Zusammenhang wieder aufgenommen zu sein», lasse ihn «einen kurzfristigen emotionalen Einklang mit einer besonderen, aber insgeheim allgemeingültigen Position» erleben, heißt es in einem Mitte der achtziger Jahre entstandenen Essay. «Als sei partiell und sekundenlang unsere Entfremdung und Abtrennung von einer allumfassenden Einheit aufgehoben. Einige wenige Zeilen sind der Schlüssel zu einem Raum, aus dem wir uns selber ausgesperrt haben und der wahrlich ein (Lebensraum) gewesen ist. Unsere Hybris besteht darin, daß wir diesen Raum nicht mehr betreten können, nur die Tür einen Spalt weit öffnen, um unseres Verlustes ansichtig zu werden.»<sup>26</sup> Weil die dichterische Sprache aus einem «Gefühl kosmischer Einheit» herrühre, das sonst aus den anderen sprachlichen Medien weithin verschwunden sei, sich jedoch nur über ein poetisch-metaphorisches Reden vermitteln lasse, gerade deshalb liest sich «jedes Gedicht wie eine Verlustanzeige»<sup>27</sup>, die mit den Beschädigungen und Deformationen zugleich das Bewußtsein eines «vorenthaltenen Menschentums»28 wachhält. Als schmerzlich Vermißtes blitzartig die Evokation unverstümmelten Daseins aufscheinen läßt:

#### Achtzeiler

Auf toten Flüssen treiben wir dahin, vom Leben und dergleichen Wahn besessen.

<sup>&</sup>lt;sup>19</sup>G. Kunert, Diesseits des Erinnerns. Aufsätze. München-Wien 1982, S.189.

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> K.-J. Kuschel, «Ich glaube nicht, daß ich Atheist bin.» Neue Gespräche über Literatur und Religion, S. 37f., 41.

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup>G.Kunert, Die letzten Indianer Europas, S. 34.

<sup>&</sup>lt;sup>23</sup> G. Kunert, Fragment, in: Mein Golem, S. 7.

<sup>&</sup>lt;sup>24</sup>G. Kunert, Warum schreiben? S. 293.

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup> G. Kunert, Unterwegs nach Utopia I, in: Unterwegs nach Utopia. Gedichte. München-Wien 1977, S. 75.

<sup>&</sup>lt;sup>26</sup>G. Kunert, Die letzten Indianer Europas, S. 35.

<sup>27</sup> Ebd., S. 25.

<sup>&</sup>lt;sup>28</sup> G. Kunert, Warum schreiben? S. 267.

Was wir erfahren, zeigt sich ohne Sinn, weil wir uns selber längst vergessen.
Vom Augenblick beherrscht und eingefangen, zerfällt der Tag, der Monat und das Jahr.
Und jede Scherbe schafft Verlangen nach Ganzheit: Wie sie niemals war.<sup>29</sup>

#### Eintagsfliegen

Stumme Phantome ersichtlich durchs Mikroskop: Entleerte Gefäße aus Körpern verdorrter Insekten. Stumpfe Facetten starren dich an. Und wie den Schmerz eines Mangels spürst du am eigenen Schulterblatt den ausgerissenen Flügel.<sup>30</sup>

#### Sache der Lyrik ist die Verstörung

Von daher versteht sich auch, daß Günter Kunert in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen, in denen er unter dem programmatischen Titel «Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah» (1981) die Situation des Lyrikers in einer Endzeit beschreibt, die Literatur im Horizont des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradies bestimmt: «Das Gedicht schleppt viele Schichten, viele Sedimente mit sich, die nicht unbedingt verbal sichtbar werden müssen. Gerade in der verwundeten und verwundenden Schärfe seines Bewußtseins ist auch der Schmerz selbstverschuldeter Individuation aufgehoben; der des Ausgestoßenseins aus bergenden Zusammenhängen, in die es keine Rückkehr mehr gibt.» Eine der wesentlichsten Inten-

<sup>30</sup> G. Kunert, Fremd daheim, S. 62.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz

(Gauting),

Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2001:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 61.–/ Studierende Fr. 45.– Deutschland: DM 78,–, Euro 40,–/ Studierende DM 60,–,

Euro 31,–

Österreich: öS 550,-, Euro 40,- / Studierende öS 430,-, Euro 31,-Übrige Länder: sFr. 57.-, Euro 37,- zuzüglich Versandkosten Gönnerabonnement: Fr. 80.-, DM 100,-, öS 700,-, Euro 50,-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration. Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

tionen des Gedichts bestehe darin, diesen Zustand wenn schon nicht «zu überwinden, so ihn doch erträglich zu machen, ihm standzuhalten».<sup>31</sup>

Gegen die immer unaufhaltsamer uns überwältigende Instrumentalisierung der Dinge wie der Personen stelle das Gedicht ein «Exerzitium des Sichverweigerns» dar, eine letzte Gegenwehr, einen «Akt des Widerstandes gegen alle Welt, die den letzten individuellen Ausdruck, den letzten, leidlich persönlichen Schmerz in ihr Raster pressen und dem Vorrat ihrer Muster zuschlagen will».32 Gerade deshalb habe sich ja die moderne Lyrik «den alten Lesegewohnheiten gegenüber bis zur Unverständlichkeit, nein, bis zum Skandalon verwandelt»: das zeitgenössische Gedicht «unterhält nicht und belehrt nicht, informiert nicht, moralisiert nicht, philosophiert nicht, vermittelt keine Verhaltensweise und klärt nicht auf». Ja, es «will nicht länger ein Ventil für die seelische Ventilation des Lesers sein. Es will und kann ihn nicht mehr erbauen und erheben und trösten und ihn mitten im alles verschlingenden Chaos feiertäglich stimmen, ihm die weltliche Transzendenz anempfehlen, wo der Verzweiflungsausbruch nötiger wäre».33 Entsprechend ist das Gedicht als Arche Noah, als Evokation nichtentfremdeten Ganzseins im Meer allumfassender Entfremdung und Verdinglichung, zur Flaschenpost geschrumpft, wie Günter Kunert in unüberhörbarer Nähe zu Paul Celan formuliert. Die Dichter bezeichnet Kunert denn auch als die letzten Indianer Europas, denen nur noch «ein paar Reservate» zugestanden werden, in denen sie «ihren sonderbaren und überlebten Riten frönen» könnten. Werden sie doch mit ihrer «schwer verständlichen Sprache», ihrem «altertümlichen Bewußtsein» «als Anachronismen» aus dem «technisch-ökonomischen Wirkungsgewebe» an den Rand gedrängt. Zumal in einer auf leichten Konsum eingestellten Gesellschaft, die auf eine selbstverschuldete Katastrophe zutreibe und es «rettungslos versäumt» habe, sich «durch das dichterische Wort» an das erinnern zu lassen, was womöglich hätte helfen können: «uns den Traum zu bewahren, der Leben heißt».34 Wenn die Dichtung, wenn das Gedicht heute überhaupt noch eine Wirkung auszuüben vermag, so lautet Kunerts Fazit, «dann nur die eines Stachels, der sich in das vom Alltag und den Gewohnheiten schon halb betäubte Fleisch bohrt. Seine Sache ist die Verstörung. Wenn der Leser ... sich um sein Leben betrogen fühlt, seiner Möglichkeiten und Chancen beraubt; wenn das Gedicht sein Einverständnis mit der Welt erschüttert, dann hat es eine Leistung vollbracht, die für ein derart winziges Gebilde aus wenigen Zeilen gigantisch ist.».35 Vielleicht stimmen Literatur und Religion, auf je eigene Weise kritische Indikatoren einer unversöhnten, defizitären Welt und eines nichtidentischen Ichs, ja gerade hier im tiefsten überein: in der Wahrnehmung und im Offenhalten der strukturellen Ambivalenz menschlicher Existenz wie im Versuch, über den beschränkten Horizont hinauszugelangen, in der Sehnsucht nach unentfremdeter Ganzheit und der Hoffnung auf die definitive Erfüllung jenes Traums, der Leben heißt:

Das wahre Gedicht löscht sich selber aus am Schluß wie eine Kerze so plötzlich aber was sie beleuchtet hat brennt das abrupte Dunkel der Netzhaut ein (...)<sup>36</sup>

Christoph Gellner, Luzern

<sup>&</sup>lt;sup>29</sup> G. Kunert, Fremd daheim. Gedichte. München-Wien 1990, S. 58.

<sup>&</sup>lt;sup>31</sup>G. Kunert, Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah. München-Wien 1985, S.13.

<sup>&</sup>lt;sup>32</sup> Ebd., S. 84.

<sup>33</sup> Ebd., S. 24ff.

<sup>&</sup>lt;sup>34</sup>G. Kunert, Die letzten Indianer Europas, S. 25ff.

<sup>35</sup> G. Kunert, Vor der Sintflut, S. 52.

<sup>&</sup>lt;sup>36</sup> G. Kunert, Eine Poetik, in: Abtötungsverfahren, S. 61.